

Bewegungen in dieser Gegend sind den Engländern der Ostingen wegen besonders unangenehm und Lord George's Verhandlungen mit Krasin haben daher auch den Ozeanport berührt.

Die Vereinigten Staaten bedürfen bisher aus Quellen im eigenen Lande mit 32,3 Millionen Tonnen = 70 v. H. der Ölproduktion der Welt. Der Standard Oil Trust verfügt über die Welt in Bezug auf Öl die Gesehe vorzuschreiben und die europäischen Industrien niederzuklagen. Die in absehbarer Zeit drohende Erschöpfung der amerikanischen Oelfelder riefte die Aufmerksamkeit der Vereinigten Staaten stark auf andere Länder.

Das nächstgelegene Land ist Mexiko, das 1913 mit 3 Millionen Tonnen Produktion 5,9 v. H. der Weltproduktion hervorbrachte. Die Erweitlungsmöglichkeiten sind dort aber noch groß. Die Vereinigten Staaten konzentrieren dort sehr stark mit der „Mexican Eagle“-Gesellschaft. Die verschiedenen Revolutionen in Mexiko, auch die jüngste und der Tod Carranzas, der den natürlichen Reichtum seines Landes gefesselt hat, die Mexikaner zu näherem Bestreben war, dürften in engen Beziehungen zur Oelfrage stehen.

Argentinien, das auch noch innerhalb der amerikanischen Westküste liegt, scheint ein besonders ausgiebiges Land der Zukunft zu sein. Es hat reiche Fundstellen am Fuße der Anden und der Atlantikküste.

Frankreich verfügt, außer der uns abgenommenen Vorkriegsquelle, in Alger über einige Oelfundstellen. Durch den türkischen Friedensvertrag ist es von England in Bezug auf die Ausbeute berichtigt worden.

Japan besitzt einige wenig ertragreiche Oelquellen im eigenen Lande und wird sich später auf ausgiebigste Funde im Norden Sibiriens und in China stützen können.

Niederländisch-Indien (3 v. H. der Weltproduktion), das das benutzbarste Oel der Welt liefert, beherrscht im übrigen den Oelmarkt des Ostens. Auch dort gebietet mehr oder minder unbeschränkt der Standard-Oil-Trust. Das amerikanische Interesse an diesen holländischen Besitzungen ist also groß.

Rußland verfügt außer den schon oben erwähnten Oelquellen im Kaukasus noch über Fundstellen im Ural. Neue reiche Quellen waren vor Kriegsausbruch in den Kirgissteppen und zu beiden Seiten des Embasflusses gefunden worden. Ein wiedererwartetes Rußland wird sich hinsichtlich der Oelproduktion wahrscheinlich unabhängig machen können und dann möglicherweise auch bei der Versorgung Mitteleuropas eine Rolle spielen.

Deutschland, das vor dem Kriege von manchen der wichtigsten Oelprodukte gegen 10 v. H. der Weltproduktion verbrauchte, war wesentlich auf Galizien (2 v. H. der Weltausbeute) und Rumänien (3,8 v. H. der Weltausbeute) angewiesen, sofern es von der Ueberseefahrt unabhängig bleiben wollte. Die erfolgreiche Bekämpfung des deutschen Kapitals (seit 1903) an der rumänischen Petroleumindustrie ist bekannt. Obwohl in Rumänien schon vor dem Kriege 4,5 v. H. der Gesamttausbeute auf nichtausgiebiges Kapital entfielen, würde diese Zahl im Verein mit Galizien den mitteleuropäischen Bedarf an Oel zur Not decken können. Der Gedanke von Autarkie sollte unsere Stellung in Rumänien festlegen. Der heftigste Ausbau des Oelwesens sollte uns von der Ueberseefahrt unabhängig machen. Der Ausgang des Krieges hat alle diese Hoffnungen zerstört. Das rumänische Oel wird fortan wieder seinen Weg über Constanza und das Schwarze Meer nehmen. Die schon fast erschöpften galizischen Oelfelder befinden sich in polnischer Hand.

Schon im Weltkriege hatte sich deutlich gezeigt, daß der unbeschränkte Besitz von Oelquellen ausschlaggebend für den Kriegsausgang war. Ohne Rumänien und Galizien hätten

wir den U-Boottkrieg gar nicht belegen können. Nach dem Zusammenbruch der Ueberseefahrt ließ sich die Zeitplanung, in der wir überhaupt noch zu Stande, in der Luft auf und unter dem Wasser kämpften, an der Hand der vorhandenen Oelvorräte ziemlich genau fixieren. Selbstgesteigert aber bei dieser Gelegenheit, daß die Marine fast ihrer planmäßigen Vorkriegswirtschaft, im Herbst 1918 den U-Boottkrieg immerhin noch reichlich sechs Monate hätte fortsetzen können.

Oelfragen sind in erster Linie Seemachtsfragen. In diesem Sinne hat dies ganze Gebiet nicht nur rein wirtschaftliche, sondern auch hohe politische Bedeutung. Ohne Oel gibt es keine militärisch gesicherte Unabhängigkeit und keine Weltgeltung. Die wenigen vorhandenen Oelfelder und Zapffellen können von einer überlegenen Seemacht leicht blockiert werden. Sofort nach der türkischen Kriegserklärung bemühten sich z. B. die Engländer der mesopotamischen Oelfelder im Persischen Golf.

Relativ am unabhängigsten sind heute noch die Vereinigten Staaten von der Ueberseefahrt. Auch für die Zukunft dürfte Amerika der nächstgelegenen argentinischen und mexikanischen Oelfelder halber gesicherter dastehen als England, das in Bezug auf Inlandsindustrie und Seemachtfrage ganz auf Ueberseefahrt angewiesen ist. Frankreich und Italien leben, wie in vielen anderen Dingen, auch in Bezug auf die Oelfrage mehr oder minder von der Gnade des leistungsfähigen europäischen Bruders. Japan wird darnach trachten, sich innerhalb seines eigenen Reichsgebietes möglichst selbst zu versorgen.

Deutschland ist als Seemacht ausgehakt, nicht nur durch den Verlust seiner Kriegsschiffe, sondern auch durch seine völlige Abhängigkeit von der Ueberseefahrt. Auch landwirtschaftlich und industriell ist es hierdurch behindert. Die deutsche Industrie und die wiedererwachende Handelsflotte werden sich hoffentlich aber auf die Oelgewinnung aus dem Oel der Erde, insbesondere aus dem Oel der Erde, verlassen können. Dem Vornehmen nach wird überall fleißig nach Oel gejagt und der bergmännische Abbau der vorhandenen Quellen kann unsere bisherige heimische Produktion wahrscheinlich etwas steigern. Viel Hoffnung darauf, daß in dem geologisch so gut durchforschten Deutschland noch reiche Oelfunde gemacht werden, darf man aber kaum hegen.

Die Gewinnung von Oel aus Braunkohle, von der uns unerschöpfliche Lager zur Verfügung stehen, hat anscheinend gute Fortschritte gemacht; fortgesetzt wird an dem Projekt gearbeitet, das Oel ohne zuvorige Verwitterung durch direkte Vergasung der Braunkohle zu gewinnen. Der deutsche Chemie, die aus der Steinöle schon so viele Wunderdinge hervorgezaubert hat, wird es sicher auch gelingen, die Nebenprodukte bei der Oelgewinnung aus Braunkohle noch sehr viel besser zu verwerten als bisher. Der kürzlich hier veröffentlichte Abschluß der „Deutschen Erdöl-V.-G.“ ist anzudeuten, daß wir auf dem Wege zu diesem Ziele sind. Der deutsche Seemacht und Chemie wird es dann später vielleicht auch möglich sein, die italienische Erdölindustrie, wo auch noch große Schätze ungenutzt liegen, zu befruchten und so auch dieses Land, das auf den Vorkriegsausgang mit uns so stark angeschlossen ist, von der Oel- und Seemacht der Großmächte unabhängig zu machen.

Die Wirren in Sibirien. „Samos“ verbreitet eine Meldung der „Morning Post“ aus Schanghai, wonach General Tan Yen Kar die Hauptkraft der Provinz Szechuan genommen hat. (Samos hatte sich mit anderen Provinzen Sibiriens vor kurzem von der Regierung von Siam unabhängig erklärt. Diese Herrschaft scheint ein schönes Ende gefunden zu haben. D. Red.)

Die baltische Frage. Nach einer Mitteilung der internationalen Kommission für Schleswig wurde die baltische Frage in der Nacht vom 14. zum 15. Juni von der Königin an die Landesgrenze verlegt.

## Die Räterepublik in Respekt.

Drahtmelungen.

Amsterdam, 17. Juni. (W. T. N.)

Die „Times“ meldet aus Tschern: Der rote revolutionäre Ausschuss von Vorkriegszeiten in einer Proklamation die Ausrufung der Räterepublik in Respekt. Die persischen Volksgewalten haben in Telegrammen an die amerikanische und die französische Gesandtschaft die Erklärung eines roten Ausschusses und die Abschaffung der Räterepublik bekanntgegeben und gegen die fortwährende Anwesenheit der englischen Truppen in Persien protestiert. Der Ausschuss beschloß ferner alle zwischen der englischen und der persischen Regierung geschlossenen Verträge für nichtig zu erklären.

Paris, 17. Juni.

Eine Haasdepesche meldet aus Tschern: Die Sowjet-Regierung hat auf die Note der persischen Regierung mit einer Erklärung geantwortet, in der sie nochmals betont, daß es sich bei ihrem Vorgehen keineswegs um eine Unternehmung gegen die Unabhängigkeit Persiens handle, daß sie aber die russische Schifffahrt im Kaspien Meer schützen müsse. Die Sowjet-Regierung verpflichtet sich, Entsetz an dem Tage zu räumen, an dem die Unabhängigkeit Persiens sicher gestellt ist, so daß Persien nicht mehr fremdem Einfluß unterliegt. Aus London wird dem „Journal“ gemeldet: Der Rat des Völkerbundes hat gestern unter dem Vorsitz Lord Curzons eine öffentliche Sitzung abgehalten, in der ein Bericht verlesen wurde, der feststellt, daß der Widerstand in der persischen Angelegenheit nicht eingreifen könne.

Tschern, 16. Juni.

Die bolschewistischen Streitkräfte, die in Entsetz landeten, bestanden aus einem Armeekorps, verstärkt durch ein kleines Ochsener Flugzeug und Raketenartillerie. Stadt und Umgebung wurden besetzt. Die bolschewistischen Schiffe kreuzen mit ungefähr 15 Kreuzern direkt auf Batou zu.

## Die Sowjetregierung und Brussilow.

Drahtmelungen der „Bolschischen Rettung“.

in Kopenhagen, 17. Juni.

Aus Petersburg wird gemeldet, daß die Räteregierung Brussilow gefangen gesetzt habe, angeblich weil der von ihm verübte Uebergriff über die Grenze hinaus in die Kessel des Ochsener Opfer an Truppen verursacht habe. Wenn sich die Nachricht von der Verhaftung bestätigt, dürfte man es wohl eher mit einer Wehraktion gegen Brussilow zurechnen als mit einer Wehraktion und die sich damit geltendmachende Gefahr einer Gegenrevolution zu tun haben.

Die großen Truppen in Petersburg und Moskau nehmen immer mehr Überhand. Der Lebensmittelmangel treibt unaufrichtig eine Katastrophe zu.

Die Moskauer „Pravda“, das Hauptorgan der Bolschewisten, schreibt bezüglich einer Kundgebung der Menschewitz und Sozialrevolutionäre gegen die Sowjetregierung in den Fabriken und Betrieben folgendes: „Diese Sozialdemokraten haben eine Erklärung abgegeben, daß sie gegen die Polen gehen wollen. Jetzt führen diese Schritte einen Kampf gegen die Arbeiter, indem sie die letzteren zu Streik aufheben. Tschernow erlaubt sich, offen aufzutreten, und die gelben (!) Buchdrucker unterstützen ihn. Dem muß ein Ende gesetzt werden.“

## Maler Mönch.

Von Hermann Zahn.

Auf meinem Tisch liegt ein Heft mit Handzeichnungen. Wenn ich's sehe, der ich meistens auf einen Expreßkoffer, aus dem Anfang dieses Stils, um 1910 etwa, und raunt, wenn ich vernehme, daß ich bald dreißig Jahre alt und von einem Schüler Gauguins bin. Staunt noch mehr, wenn er hört, daß ich Zeichner seit schon fast sechsundzwanzig Jahren Mönch, aber erst seit achtundzwanzig Jahren gestiftet ist. Und staunt erst recht über die Photographie des malenden Mönchs, weil man diesem göttlichen Kopf wirklich den Juben nicht ansehen würde. Da muß ich denn immer wieder erst lachend erklären, daß er ja doch auch niemals Jude war, sondern nur, was in Holland gar nicht so selten ist, von Nonnenzucht kammt, die die Kindererziehung nicht haben. Holländer, Menoniten, Gauguinmaler, Konvent, kaum zwei Jahre nach der Konvention schon Mönch und sechsundzwanzig Jahre später noch immer Mönch, das alles reizt die Neugierde der Vater. Vater ist ihnen gar nicht genug von diesem Pezroner Vater Willibrodus erzählen können und so bin ich sehr froh, daß er es jetzt endlich selber tut. In seinen herzlichsten, wohlgeleiteten „Erinnerungen eines Maler-Mönchs“, mit der merkwürdigen Aufschrift „Die Liturgie zu Gott“ (Verlag Herder, Freiburg im Breisgau, 1920).

1868 in Barmen geboren. Vater Kaufmann. Seit 1877 in Amsterdam. In der Familie lernt Kunst. So darf der junge Bandelstiller 1885 an die Kunstakademie. Siegmund ist er geht noch hatten, auf eigene Faust malend in diesem Dorf, Kollot, Baubau, Verlaire und die Naturallisten lehrend, herumläufernd, bald verdauend. Schließlich muß auch er, wie jeder Künstler damals, nach Paris, 1891 (ich kam 1888 hin und ging 1890 fort; sonst hätten wir uns vielleicht damals schon kennen gelernt und mir wäre viel erpart worden). So war die Zeit der großen Jahre. 1890 waren die „Salvages du Madras“ erschienen, 1881 begann die Herrschaft der Rabibalen, der multiples de couleurs des couleurs, wie Végau einmal gesagt hat; der Materialismus schien überall Sieger. Aber 1890 erscheint Edouard Schures geheimermaßen in Paris, ein Buch „Les grands maîtres“, Brunetiere erklärt den „Bantrott der Wissenschaft“, bei hellem Tage schreibt möglich Car Peladan durch den Sturm der Bauwerke, Supmans schreibt „A — Das“, ein Handbüchlein des Catantismus, und Paris winnmet von Altologen, Epistifinen, Hofentzuegen, ochen und falligen, weisen und schwarzen; zugleich beginnt die Epoche der „Boulangere“. Das Gefühl bricht durch, daß es noch eine höhere Wirklichkeit gibt als die der Sinne; damit setzt sich aber auch gleich ein, dunkles Verlangen, mit dieser anderen, so lange verpönten Wirklichkeit der Seele in irgendeinem Rapport zu stehen. Auch die Welt, in die der junge Holländer in Paris gemacht gerät, ist

schon davon berührt. Ihm gilt es so nur die Kunst; malen will er lernen, der Maler auf ihre Schritte kommen. Man weiß ihn an Ouguan, der ein paar Monate später nach Ostindien ging (wenn sein wunderbares Buch „Koo-Koo“ das Märchen erzählt; er hat nur eine ganze kurze Zeit gewirkt, aber so stark und so weit, daß man es selbst bis in manche Bilder Ludwig von Hofmanns hinein noch spürt; vielleicht niemand in unserer Zeit ist, neben Paréus, der Übung der großen Form so nahe gekommen, Meier-Graefe hat von einem seiner Bilder gesagt, man habe da das Gefühl, Giotto wäre 1808 auf Gombriquet wieder auf die Erde gekommen; er starb 1903, am 21. April). Bei Gauguin trifft Verlaire nun Maurice Denis, Villard, Geruier; und diese stürmischen, das Café Voltaire dem Odéon gegenüber mit dem Tumult ihrer Debatten erregenden Jünglinge nennen sich die „Nabis“, das heißt: Protesten, was zunächst halb als Scherz gemeint, doch an ihrer gemeinsamen Sehnsucht nach dem Ueberfliegen einen ersten Hinterrand hatte, wenn diese Sehnsucht gleich im Grunde doch eigentlich bei den meisten der „Nabis“ nur in der Hoffnung wachte, mit Hilfe des Ueberfliegens besser malen zu können; denn waren sie ja bereit, sich dem Kunst selbst zu verschreiben. Auch bei Verlaire, der wenig vom Christentum weiß und nicht nach dem Christentum fragt, ist es seine Kunst, die ihn zuerst auf religiöse Gedanken bringt; wenn er im Konvent, das in jener Zeit „sein Gotteshaus“ ist, vor den geliebten Brüdern steht, und sich das Oheimische ihrer Wirkung nicht erklären kann, spürt er, daß da der Glaube mitgemalt haben mag. Vorübergehend aber geht er jetzt im Frühling nach Pont-Aven, einem Dorf in der Bretagne, damals für diese „Synthetiker“ das, was einst für Millet Barbizon gewesen. Hier und in der Umgebung verbringt er malend den Sommer, kehrt im Herbst nach Holland heim und im März 1892 wieder nach Paris zurück, um hier zum ersten Male auszuhalten, bei den Independents, und an den Intentionen von Maeterlinck Sept primosens teilzunehmen (sein Bruder ist ein berühmter holländischer Schachspieler). Im Sommer geht er wieder in die Bretagne malen, und im August läßt er sich taufen. Was war mit ihm geschehen?

Katholisch ließ sich er bisher so viel als dumme, abergläubische, zurückgeblieben, ungebildet, schamlos, lächerlich. In Arles kam er selten. Und dann nur, um etwa in St. Gulpice den Delacroix zu sehen oder in Notre Dame singen zu hören; natürlich wickelt die Liturgie auf ihn (aber dann hätte sich Max Reinhardt auch schon leicht taufen lassen müssen). Im Louvre in dem kleinen Saal neben dem Salon Carré, läßt ihn Malenga, läßt ihn Hydrantado nicht die Künstlerische Kraft des Glaubens empfinden. Er ließ Balzac Ewedenberg-Roman Seraphita. Er ließ Verlaire. Da kriegt er (in der Bretagne) Lust, doch einmal einer Messe zuzuhören; und als da plötzlich alle niederfallen, kann er, der baumlange Kerl, nicht auf allen stehen bleiben, er leitet auch hin, es ist recht unangenehm und tut sehr weh. Aber als er aufsteht, ist er schon halb katholisch. Doch das vergeht wieder. Und nun kommt eine verblühende Zeit; er kann nicht arbeiten, nichts freut

ihn, er sucht Kraft im Abstinenz, um die raitlose und unangenehme Umkehr des Bergens zu betreiben. Im Herbst hört er dann in einem Amsterdamer Konzert Bachs O-Moll-Messe; das Programm enthält den Satz des Credo, er liest ihn und da leuchtet ihm jedes Wort ein. Er denkt, daß dies wohl der richtige Glaube sein muß; selber aber zu glauben, daran denkt er nicht. Ganz oben geht's ihm, als ihm dann ein junger, eben frisch bekehrter „Nabi“ in den kleinen Katerismus zu legen fällt: „Nur glaube ich noch nicht, was aber überaus froh“. Man hat da doch immer noch das Gefühl, daß er eigentlich nur auf den Glauben neugierig ist. Und er heubelt sehen, der glauben kann; er stellt sich das sehr schön vor. Für ihn aber ist es ausgefallen, weil ihm unangenehm wäre, etwas „auf Autorität hin tun zu müssen“. Ja, noch drei Monate vor seiner Taufe kriegt er bei der Nachricht, daß eine Jesuitenmission in das kleine Dorf kommt, einen solchen Schreck vor diesen „Himmelsabgeordneten“, daß er über Hals und Kopf abreißt. Als er dann dennoch eine Jesuitenpredigt hört, ist er „gar nicht erbaut“, sondern „übergebracht und enttäuscht“. Er hat oft Stunden, wo er „diese verdamnte Meinung zum Katholizismus verflucht, die einem keine Ruhe läßt und stilles Arbeiten unmöglich macht“. Aber er wird die Sehnsucht nach irgend einem Glauben, nach Festigkeit und nach einem festeren Ziel nicht los. Und am Ende kann ich noch am selben glauben, was die katholische Kirche lehrt. Es ist „das unerwartete Logische“ der katholischen Lehre, was ihn bezieht. Wenn ich, denn schon. Und es fällt ihm ein, ob er sich nicht „zur Probe“ taufen lassen könnte. Und mit einem „Donnerwetter“ ich mache der Geschichte ein Ende! „Nur er zu den Jesuiten nach Barmen. Nach der Taufe war ich wie geschlagen, aber ganz glücklich; ich glaube“.

Diese Konversion ist vor allem deswegen so merkwürdig, weil ihr alle Motive fehlen, durch die man sich sonst Konversionen erklärt. Man versteht, daß jemand im Glauben „Ertrag“ sucht, den das Leben enttäuscht hat oder der sich dem Leben nicht gewachsen fühlt oder der überflüssig ist. Supmans flucht zur Kirche, weil er nicht mehr aus seinem ungeschulten Gedankengang der Welt von allen irdischen Genüssen getrieben und sie ihm alle schon geworden. Barmette sagt von ihm: „Jamaica le monde n'a si étonnement plus au nez d'un homme“. Aber dieser junge Willibrodus, dem noch alle Naturschönheiten der Edeultut schaden, hochgewachsen, schlaflos, sinnlos, ganz lang und Ohr dem hohen Bild des Dafeins dankbar hingegen, leidend von Kraft, überall willkommen, schon dem ersten Ruhm getrieben, dem noch alle Freuden grünen, der nur die Hand ausgereckt hat, die diesen jungen Paris vor den Göttern des Lebens, und ein Künstler noch dazu, der sich also nicht, wie der Dichter, erst um Erkenntnis abzuquaten hat, weil ja der Künstler an der Welt eine so schöne Bürgschaft hat, daß er Erkenntnis gar nicht erst braucht, was will denn dieser so reich gelegene, von Freunden umringte Dichtung des Schicksals vom Leben eigentlich noch mehr? Jeder verständige Mensch mußte damals urteilen: es ist die Taufe eines neugierigen Künstlers, dem

